



1926-04-03

Die Mutter des Herzogs von Reichstadt

Berta Pauli

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260403&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Pauli, Berta, "Die Mutter des Herzogs von Reichstadt" (1926). *Essays*. 1046.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1046

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die Mutter des Herzogs von Reichstadt.

Von Bertha Pauli

In der Kapelle des Schlosses von Sala, einer Sommerresidenz der Herzogin Maria Luise von Parma, wurde am 30. Juli des Jahres 1821 eine eigenartige Totenfeier abgehalten. In der Mitte des schwarz drapierten Raumes stand ein leerer Sarkophag ohne Initialen, ohne Abzeichen irdischer Macht. Hofwürdenträger und die Dienerschaft der Beherrscherin des kleinen italienischen Staates füllten die Reihen der Kirchenstühle. In den Bitten um ewigen Frieden für den Verstorbenen, die aus Priester mund zum Himmel gesendet wurden, erklang die Formel: *Pro famulo tuo, consorte ducis nostrae*. Dieser ohne Eigennamen erwähnte „Diener des Herrn, Gemahl unserer Herzogin“, war der auf St. Helena verschiedene Napoleon I. Auf einem der Ehrenplätze zur Seite des Altars nahm seine Witwe an der Feierlichkeit teil. Sie hatte die Todesnachricht durch die Piemonteser Zeitung vom 14. Juli erfahren. Lange schwarze Schleier umgaben die Gestalt der jungen Frau zum Zeichen der Trauer und als willkommene Hülle für eine unvorteilhafte Veränderung ihres [Aeußern] [Äußern]: Maria Luise erwartete binnen kurzem die Geburt ihres zweiten Kindes aus der freien Ehe mit Adam Albert Grafen Neipperg. Schon hatte ein Töchterchen, Albertine Marie, vier Jahre vorher in aller Stille und Heimlichkeit das Licht der Welt erblickt. Nun sollte ein Sohn folgen, der in der Taufe den Namen Wilhelm Albert empfing. Endlich gestattete ihre Witwenschaft der frommen österreichischen Erzherzogin, die ein Beschluß der alliierten Mächte von damals auf den Thron von Parma, Piacenza und Guastalla gesetzt hatte, den Bund mit dem geliebten Mann ihrer Wahl, ihrem unentbehrlichen Majordomus, kirchlich einsegnen zu lassen. Diese Trauung fand unter dem Schutze tiefsten Geheimnisses im September des Todesjahres Napoleons statt.

Die Herzogin fühlte sich nach ihrer eigenen Aussage glücklich in ihrem neuen Reich. Kein Wunder, daß ihre Trauer um den ersten Gatten eine sehr gedämpfte war. Nie hatte sie sein Genie auch nur im entferntesten erfaßt. Ein gefügiges Werkzeug der Politik, war sie ihm zugeführt worden, und eine treue Dienerin ihres Herrn geblieben, solange sie Kaisern der Franzosen war. Aber über den Sturz des Imperators reichten ihre Empfindungen für ihn kaum hinaus. Graf Neipperg hatte es verstanden, das Bild seines großen Vorgängers aus ihrem Herzen vollkommen zu verdrängen. Sein Einfluß, den Metternich als einen äußerst günstigen bezeichnete, beherrschte vollkommen die Willenlose. Zur Zeit der „hundert Tage“, der erneuerten und so rasch zerbrochenen Macht Napoleons, betete seine Frau in Wien für das Waffenglück seiner Feinde. Offen erklärte sie, sie werde nie und nimmer wieder den Boden Frankreichs betreten. Verlogen war nur das Motiv, das sie diesem Entschluß zugrunde legte: das Volk dort sei zu falsch und treulos. Wäre sie gewandt im Lügen gewesen, sie hätte es vermieden, von Treulosigkeit zu sprechen. Ihre Einfalt ließ sie einen Vorwand nennen, der den Hohn für ihre Charakterschwäche herausforderte. Den wahren Grund ihres Verhaltens durfte sie nicht sagen, und doch ist er ihre einzige Entschuldigung, der Notschrei ihres Herzens: „Nicht fort von Neipperg!“ Dieser Wunsch, dieses Begehren war, vom moralischen Standpunkt beurteilt, Verrat an Napoleon, mit menschlicher Milde erklärt – ihr Frauenrecht.

Maria Luise sah sich betrogen in dem Glauben, den man ihr eingeredet, ihre Hingabe an „Buonaparte“, das Schreckbild ihrer Kindertage, sei die Gewähr für dauernden Frieden. Rücksichtslos, unaufhaltsam war der Krieg zwischen Vater und Gatten hereingebrochen und hatte ihr Inneres zerrissen. Sie war der Politik statt, wollte nichts mehr davon wissen. Ihre Stellung in Parma ist ihr nur standesgemäße Versorgung. Betrogen wurde sie ja auch als Gattin des Kaisers. Ob sie davon gewußt?

Ihre französischen Biographen vermuten, es habe Zwischenträger gegeben, die der Exkaiserin kränkende Vorgänge erzählten: daß einen Monat nach Maria Luisens Hochzeit die schöne Maria Walewska dem Kaiser Napoleon einen Sohn geboren hat, dessen Zukunft er fürstlich sicherstellte; daß dieselbe verführerische Polin auch fernerhin ihre eigenen *petites entrées* im kaiserlichen Palast hatte, daß in der Normandie ein Liebesabenteurer den Gatten der Kaiserstochter amüsierte und daß eine gewisse Lisa B....ihm in St. Cloud erfolgreich Fallen stellte. „*Une passade*“ nannte Frédéric Massou solche Sultanslaune, eine „Durchzugsneigung“. Für Napoleons junge Frau, wenn sie davon erfuhr, dürften diese Zwischenspiele mehr bedeutet haben. Von der Liebe zu Neipperg erfaßt, setzte sie sich später selbst über sittliche Bedenken hinweg. Nichts deutet darauf hin, daß sie gegen ihre Leidenschaft ankämpfte aus Rücksicht auf Neippergs Frau, eine geborne Gräfin Pola, die der galante Offizier ihrem ersten Gatten entführt und die ihm viel Söhne geboren hatte. Im Frühling 1815 starb sie nach zweitägiger Krankheit, was einem Anonymus zu der boshaften Bemerkung veranlaßte: „Es ist wirklich etwas ganz Eigenes um die unvorhergesehenen Glücksfälle in der österreichischen Kabinettpolitik; alles kommt und geht zu gelegener Zeit....“

Maria Luise zählte zu jenen Frauen, die ohne männliche Führung sich wie verloren fühlen. Neipperg war die große Liebe ihres Lebens. Ein Bild des „Generals“, wie sie ihn nannte, hing an seinem Kettchen an ihrem Halse als sie starb. Sein Tod war ein wirklicher Schlag für ihr Herz. Und doch hat sie ihm einen Nachfolger gegeben. Sie vertrug die Ehelosigkeit so wenig wie ihr Vater, Kaiser Franz. Als Graf Karl Bombelles, ein stattlicher Witwer von 49 Jahren, Offizier und Diplomat wie Neipperg, von Metternich nach Parma geschickt wurde, um dort die Regierungsgeschäfte zu führen, fing Maria Luise noch einmal Feuer. Sie war nach den damaligen Anschauungen schon eine Matrone, nach heutigen Begriffen in der Vollblüte zweiter Jugend: 42 Jahre alt. Sechs Monate nach seiner Ankunft bei der Herzogin war Graf Bombelles ihr dritter Gatte. Sie soll selbst um ihn geworben haben. „Wenn er sich dazu hergegeben hat, der heimliche Gemahl einer Fürstin zu sein,“ erzählt die Baronin du Montet, „so war dies gewiß nicht sein Wunsch; dafür bürgt mir sein hochstrebender, nach Unabhängigkeit begehrender Charakter. Das Amt eines solchen Gemahls hat etwas von einem Opfer an sich.“ Auf keinen Fall hatte Bombelles ein Recht, sich zu beklagen, er war keine willenlose Prinzessin.

In der Familie der ehemaligen Kaiserin der Franzosen gab es nur ein wirkliches Opfer, das war der Namenreiche und doch Namenlose, Napoleon in Paris, am Wiener Hofe Franz, der König von Rom, der Prinz von Parma, der Herzog von Reichstadt – l’Aiglon! Maria Luise gibt ihm auch in ihren intimen Briefen selten einen Eigennamen, „mein Sohn“ nennt sie ihn. Und wenn sie zugleich mit dem Erstgeborenen ihren Sprößling aus Neippergs Stamme nennt, schreibt sie „mein Sohn und Wilhelm“. Maria Luise war keine hartherzige Frau. Aber das Kind Napoleons, von dem sie später sagte, sie habe niemals warme Gefühle für ihn gehegt, stand ihr viel ferner als ihre beiden jüngeren Kinder. Vom Wesen ihrer Aufgabe, ein wirklicher Anwalt seines Rechtes zu sein, hatte ihr beschränkter Verstand keine Ahnung. Sie meinte, diese Pflicht vollauf zu erfüllen, wenn sie von Zeit zu Zeit demütig an die großväterliche Liebe des Kaisers Franz appellierte. Daß [Oesterreich] [Österreich] wiederholt in der Lage war, im Vereine mit der immer noch mächtigen Partei der Bonapartisten dem Erden Napoleons die Krone Frankreichs zu gewinnen, merkt sie nicht; diese Situation zu erkennen, geht über ihre Kraft. Sie weiß nicht, daß der zähste Widersacher einer politischen Zukunft ihres Sohnes Metternich, der Ratgeber ihres Vaters, ist. Auch kannte sie keinen Ehrgeiz. Fern von ihr das rege politische Interesse der Exkönigin Hortense oder die Aktivität der Herzogin von Berry. Maria Luise begnügt sich, den Kaisersohn von „talentfähigen“ (so schreibt sie) Männern zu einem braven Untertanen [Oesterreichs] [Österreichs]

heranbilden zu lassen, nur möglichst begütert möchte sie ihn sehen. Wohl ist das bei ihren schlimmen Erfahrungen mit der Politik kein Zeichen von Gefühllosigkeit. Aber doch mutet es seltsam an, wie sie ihre Ansprüche für Napoleon- Franz stufenweise herabschraubt. Im Laufe von vier Jahren wird der König vom Rom zum Prinzen von Parma, dann – des ihm zugesicherten Erbrechtes auf den Thron seiner Mutter beraubt – zum Herzog von Reichstadt. Der Name kommt von einer Domäne innerhalb der „pfalzbayerischen Besitzungen“, die dem [Aeltesten] [Ältesten] Maria Luisens nach deren Tod zufallen sollten. Man hatte bei der Wahl eines Titels für den Napoleoniden auch an den eines Herzogs von Buschtiehrad gedacht. Dagegen wagte Maria Luise einzuwenden, daß außerhalb Böhmens diesen Namen niemand aussprechen könne. Mit „Reichstadt“ war sie sehr zufrieden. Es erregte nicht ihren mütterlichen Unwillen, daß ihr Sohn dem Range nach kein Mitglied der kaiserlichen Familie sein sollte, wiewohl sie selbst darauf Wert legte, den Titel Majestät beizubehalten als bleibende Erinnerung an eine Epoche ihres Lebens, die ihr nur mehr „wie ein böser Traum“ erschien. Wie Hans im Glück die eigenen Verluste mit Jubel begleitet, so quittiert Maria Luise die sukzessive Degradierung ihres Sohnes mit freudigen Dankesbezeugungen an Kaiser Franz.

Dieser blinde Glaube an die unbedingt segensreiche Obhut des Großvaters entspricht der Richtlinie ihres Denkens, die ihren treffendsten Ausdruck in dem bekannten Märchentitel finden kann: „Was Väterchen tut, ist immer recht.“ Aber daß Maria Luise nicht fühlte, wie einsam ihr Kind am Wiener Hofe sein mußte, als sie den fünfjährigen Knaben verließ, um mit Neipperg nach Parma zu gehen, daß sie ihren Kleinen für den Verlust seiner treuen französischen Wärterinnen, die man ihm nahm, nicht einigermaßen zu entschädigen trachtete durch eine wenigstens aus der Ferne bekundete sorgende, teilnehmende, schützende Zärtlichkeit, das bezeugt den Mangel des Mutterinstinkts in diesem Falle. Der Mutterpflicht enthebt keine noch so gründliche Veränderung der Gefühle einer Frau für den Vater des Kinds. Auch ohne tieferen Einblick in die Politik, als Mutter mußte Maria Luise empfinden, welcher furchtbarem Konflikt das Gemüt ihres Kindes ausgesetzt war. Seine rege Phantasie erfüllten die Schilderungen des heimatischen Glanzes, den er im vierten Lebensjahr verließ und den seine französische Umgebung ihm beredt vorgezaubert hat. [Ueber] [Über] all der entschwundenen Pracht schwebte rätselhaft und lockend, bewundert, ersehnt, das Bild seines Vaters, von dem niemand mehr in klaren Worten zu ihm sprechen durfte. Peinvoll noch für den Leser von heute sind in ihrer treuen Wiedergabe durch den Erzieher die Gespräche über seinen großen Erzeuger, die das Kind provozierte: „Mein Vater ist in Ostindien, glaube ich?“ – Collin: „Ach nein.“ – „Oder in Amerika?“ – Collin: „Warum sollte er dort sein?“ – „Wo ist er also eigentlich?“ – Collin: „Ich kann es Ihnen nicht sagen.“ – „Ich glaube auch gehört zu haben, daß er im Elend ist.“ – Collin: „Wie sollte das möglich oder wahrscheinlich sein?“ Mit der lächelnd erteilten Erwiderung „Freilich nicht!“ ging der Prinz sofort auf einen anderen Gegenstand über. In diesem erzwungenen Lächeln welcher Zwiespalt einer Kinderseele! „Ist mein Vater ein Verbrecher?“ fragt der Kleine ein andermal. „Nicht von uns,“ lautet die korrekte Antwort, „hängt es ab, ein Urteil über ihn zu fällen; lieben Sie nur weiter Ihren Vater und beten Sie für ihn.“ Was für ein Balsam für das von Zweifeln gequälte Herz dieses zu seinem Unglück so gescheiterten Kindes wäre es gewesen, wenn eine Mutter ihm ins Ohr geflüstert hätte: „Nein, mein Bub, Dein Vater war kein Verbrecher.“ Aber diese Mutter fehlte. Keine Spur einer spontanen, echten Zärtlichkeit für ihr Unglückskind in ihren Briefen, den Notizen der Erzieher oder den Aufzeichnungen des Knaben über die Besuche der Mutter. Und wie oft werden diese mit Intervallen von Jahren abgestatteten Besuche von Maria Luise verzögert, hinausgeschoben, abgesagt, auch mit der Begründung durch eine wohlerrungene Sparsamkeit! Der pädagogische Leiter des Prinzen, der hochgebildete, übergewissenhafte und als Lehrer höchst anspruchsvolle Graf Dietrichstein sucht die Liebe zur Mutter durch „eindringliche Ermahnungen

und Vorstellungen“ wachzuhalten. Briefe des Kleinen an die Herzogin von Parma werden wie ein Pensum unter Aufsicht des Lehrers hergestellt. Damit begnügt sich das Mutterherz. [Ueber] [Über] den konventionellen Verkehr mit ihrem Kinde gibt nichts deutlicher Aufschluß als die Zeilen, die sie anlässlich Napoleons Tod an den Kleinen richtete. Nach dem Zeugnis seiner Erzieher hat dieses Ereignis tiefen Eindruck auf das zehnjährige Kind gemacht. Immer wieder weinte der Knabe, bang und schmerzlich. Der Trostbrief seiner Mutter lautete: „Ich habe erfahren, mein teurer Freund, daß Du tief ergriffen worden bist von dem Unglück, das wir beide durch den Verlust Deines Vaters erlitten, und ich fühle es, daß es für mein Herz der beste Trost ist, Dir darüber zu schreiben und mit Dir davon zu reden. Ich bin sicher, daß Du den Schmerz ebenso tief empfindest wie ich, denn Du wärest ein Undankbarer, könntest Du all der Güte vergessen, die er für Dich in Deiner zarten Kindheit hatte; ich weiß, Du wirst trachten, seine Tugenden nachzuahmen unter gleichzeitiger Vermeidung der Klippen, an denen er zugrunde gegangen ist.“ Es folgt noch eine Aufforderung, durch Fleiß und musterhaftes Betragen die Zufriedenheit des Kaisers Franz, der Kaiserin Karolina Augusta und der Erzieher zu erringen. Gewiß sind Briefe von Hof zu Hof durch die Etikette beeinflußt. Und doch, welch ein Unterschied zwischen dieser leeren Epistel und dem Ton im Briefwechsel Marie Antoinettens mit ihrer Mutter! Wie pulsiert da die Herzlichkeit lebendig unter der streng gewahrten Form! Und der kleine Schützling des Kaisers Franz düsterte nach Liebe, Verständnis, offener Aussprache. Er sehnte sich gewiß oft nach seiner Mutter, die ja immer freundlich zu ihm war. In die kahle Eintönigkeit der pflichtschuldigen Tagebuchnotizen des Kindes dringt zuweilen ein ursprüngliches Wort, ein Abglanz echten Empfindens. Er hat mit dem jungen Neipperg, einem der Stiefsöhne Maria Luisens, gesprochen und notierte: „Fast die ganze Zeit redeten wir von nichts als von Parma und von der Glückseligkeit, welche mir zuteil würde, wenn ich statt das künftige Jahr hier, dort bei meiner Mutter die Ferien zubringen könnte; allein es bleiben diese schönen Hoffnungen nur Hoffnungen und werden nie erfüllt werden.“

Maria Luise wünschte selbst keineswegs, sie zu verwirklichen. Hatte sie doch zwei Kinder an ihrer Seite, die nicht einmal ihres Vaters Namen trage durften. Die Ehe mit dem Grafen Neipperg wurde erst nach seinem Tode kundgegeben. Als schleichendes Siechtum den hochaufgeschossenen Körper des Herzogs von Reichstadt befiel, klammerte sich Maria Luise an eine Fehldiagnose und versicherte ihrer Jugendfreundin, der Prinz leide vor allem an einer Leberkrankheit, das Klima von Parma sei ihm gewiß nicht zuträglich. Willig läßt sie sich von irrigen Auffassungen über die wahre Natur seines schweren Lungenleidens täuschen. Im Todesjahre des Prinzen war Parma von der Cholera bedroht. „Wenn das Unglück wollte,“ schreibt die Herzogin, „daß sein Befinden sich verschlechtert und die Cholera hier herrscht, so könnte ich nicht nach Wien kommen, denn ich fühle daß es die Pflicht jedes Herrschers ist, seine teuersten Interessen zu opfern, um inmitten der Gefahr bei seinen Untertanen zu bleiben.“ Für eine sorgfältige Isolierung des Hofstaates im Schlosse von Sala waren Vorkehrungen getroffen. Den Schluß des Schreibens bildet eine [Aeußerung] [Äußerung] des Bedauerns, daß Maria Luise die reizende *Soirée dansante* bei der Gräfin Scarampi einer Indisposition wegen schon um Mitternacht verlassen mußte. Dieser Brief aus Piacenza ist vom 14. Mai 1832 datiert. Der Herzog von Reichstadt hatte nur mehr wenig über zwei Monate zu leben.

Die Mutter des Herzogs von Reichstadt.

Von Bertha Pauli.

In der Kapelle des Schlosses von Sala, einer Sommerresidenz der Herzogin Maria Luise von Parma, wurde am 30. Juli des Jahres 1821 eine eigenartige Totenfeier abgehalten. In der Mitte des schwarz drapierten Raumes stand ein leerer Sarkophag ohne Initialen, ohne Abzeichen irgend welcher Macht. Hofwürdenträger und die Dienerschaft der Beherrscherin des kleinen italienischen Staates füllten die Reihen der Kirchenstühle. In den Bitten um ewigen Frieden für den Verstorbenen, die aus Priestermund zum Himmel gesendet wurden, erklang die Formel: Pro famulo tuo, consorto ducis nostrae. Dieser ohne Eigennamen erwähnte „Diener des Herrn, Gemahl unserer Herzogin“, war der auf St. Helena verschiedene Napoleon I. Auf einem der Ehrenplätze zur Seite des Altars nahm seine Witwe an der Feiertheil. Sie hatte die Todesnachricht durch die Piemonteser Zeitung vom 14. Juli erfahren. Lange schwarze Schleier umgaben die Gestalt der jungen Frau zum Zeichen der Trauer und als willkommenes Hülfsmittel für eine unvorteilhafte Veränderung ihres Aeußern; Maria Luise erwartete binnen kurzem die Geburt ihres zweiten Kindes aus der freien Ehe mit Adam Albert Grafen Reipperg. Schon hatte ein Töchterchen, Albertine Marie, vier Jahre vorher in aller Stille und Heimlichkeit das Licht der Welt erblickt. Nun sollte ein Sohn folgen, der in der Taufe den Namen Wilhelm Albert empfing. Endlich gestattete ihre Bipwenschaft der frommen österreichischen Erzherzogin, die ein Beschluß der alliierten Mächte vor damals auf den Thron von Parma, Piacenza und Guastalla gesetzt hatte, den Bund mit dem geliebten Mann ihrer Wahl, ihrem unentbehrlichen Major-domus, kirchlich einsegnen zu lassen. Diese Trauung fand unter dem Schutze tiefsten Geheimnisses im September des Todesjahres Napoleons statt.

Die Herzogin fühlte sich nach ihrer eigenen Aussage glücklich in ihrem neuen Reich. Kein Wunder, daß ihre Trauer um den ersten Gatten eine sehr gedämpfte war. Sie hatte sie kein Geringes auch nur im entferntesten erfährt. Ein gefügiges Werkzeug der Politik, war sie ihm zugeführt worden, und eine treue Dienerin ihres Herrn geblieben, solange sie Kaiserin der Franzosen war. Aber über den Sturz des Imperators reichten ihre Empfindungen für ihn kaum hinaus. Graf Reipperg hatte es verstanden, das Bild seines großen Vorgängers aus ihrem Herzen vollkommen zu verdrängen. Sein Einfluß, den Metternich als einen äußerst günstigen bezeichnete, beherrschte vollkommen die Willenlose. Zur Zeit der „hundert Tage“, der erneuerten und so rasch zerbrochenen Macht Napoleons, betete seine Frau in Wien für das Waffenglück seiner Feinde. Offen erklärte sie, sie werde nie und nimmer wieder den Boden Frankreichs betreten. Verloren war nur das Motiv, das sie diesem Entschlusse zugrunde legte: das Volk dort sei zu falsch und treulos. Wäre sie gewandt im Lügen gewesen, sie hätte es vermieden, von Treulosigkeit zu sprechen. Ihre Entschlüsse sind einen Vorwand nennen, der den Hohn für ihre Charakterschwäche herausforderte. Den wahren Grund ihres Verhaltens durfte sie nicht sagen, und doch ist er ihre einzige Entschuldigung, der Rücksicht ihres Herzens: „Nicht fort, von Reipperg!“ Dieser Wunsch, dieses Begehren war, vom moralischen Standpunkt beurteilt, Verrat an Napoleon, mit menschlicher Milde erklärt — ihr **Freunde**.

Maria Luise sah sich betrogen in dem Glauben, den man ihr eingeredet, ihre Hingabe an „Bonaparte“, das Schreckbild ihrer Kindertage, sei die Gewähr für dauernden Frieden. Rücksichtslos, unumschaltbar war der Krieg zwischen Vater und Gatten hereingebrochen und hatte ihr Inneres zerrissen. Sie war der Politik satt, wollte nichts mehr davon wissen. Ihre Stellung in Parma ist ihr nur standesgemäße Versorgung. Betrogen wurde sie ja auch als Gattin des Kaisers. Ob sie davon gekußt? Ihre französischen Biographen vermuten, es habe Zwischenträger gegeben, die der Kaiserin äränkende Vorgänge erzählten: daß einen Monat nach Maria Luises Hochzeit die schöne Maria Walewska dem Kaiser Napoleon einen Sohn geboren hat, dessen Zukunft er fürstlich sicherstellte; daß dieselbe verführerische Polin auch fernerhin ihre eigenen petites entrées im kaiserlichen Palast hatte, daß in der Normandie ein Liebesabenteuer den Gatten der Kaiserstochter amüßte und daß eine gewisse Lisa B. . . . ihm in St. Cloud erfolgreich fallen stellte. „Une passade“ nannte Frédéric Maffou solche Sultanslaune, eine „Durchzugsneigung“. Für Napoleons junge Frau, wenn sie davon erfuhr, dürften diese Zwischenspiele mehr bedeutet haben. Von der Liebe zu Reipperg ersaft, setzte sie sich später selbst über sittliche Bedenken hinweg. Nichts deutet darauf hin, daß sie gegen ihre Leidenschaft ankämpfte aus Rücksicht auf Reippergs Frau, eine geborne Gräfin Pola, die der galante Offizier ihrem ersten Gatten entführt und die ihm vier Söhne geboren hatte. Im Frühling 1815 starb sie nach zweitägiger Krankheit, was einen Anonymus zu der boshaften Bemerkung veranlaßte: „Es ist wirklich etwas ganz Eigenes um die unvorhergesehenen Glücksfälle in der österreichischen Kabinettspolitik; alles kommt und geht zu gelegener Zeit.“

Maria Luise zählte zu jenen Frauen, die ohne männliche Führung sich wie verloren fühlen. Reipperg war die große Liebe ihres Lebens. Ein Bild des „Generals“, wie sie ihn nannte, hing an seinem Kettchen an ihrem Hals, als sie starb. Sein Tod war ein wirklicher Schlag für ihr Herz. Und doch hat sie ihm einen Nachfolger gegeben. Sie vertrug die Chelohigkeit so wenig wie ihr Vater, Kaiser Franz. Als Graf Karl Bombelles, ein stattlicher Witwer von 49 Jahren Offizier und Diplomat wie Reipperg, von Metternich nach Parma geschickt wurde, um dort die Regierungsgeschäfte zu führen, jung Maria Luise noch einmal Feuer. Sie war nach den damaligen Anschauungen schon eine Matrone, nach heutigen Begriffen in der Vollblüte zweiter Jugend: 42 Jahre alt. Sechs Monate nach seiner Ankunft bei der Herzogin war Graf Bombelles ihr dritter Gatte. Sie soll selbst um ihn geworben haben. „Wenn er sich dazu hergegeben hat, der heimliche Gemahl einer Fürstin zu sein,“ erzählt die Baronin du Montet, „so war dies gewiß nicht sein Wunsch; dafür birgt mir sein hochstrebender, nach Unabhängigkeit begehrender Charakter. Das Amt eines solchen Gemahls hat etwas von einem Opfer an sich.“ Auf keinen Fall hatte Bombelles ein Recht, sich zu beklagen, er war keine willenlose Prinzessin.

In der Familie der ehemaligen Kaiserin der Franzosen gab es nur ein wirkliches Opfer, das war der Namenreiche und doch Namenlose, Napoleon in Paris, am Wiener Hofe Franz, der König von Rom, der Prinz von Parma, der Herzog von Reichstadt — Niglon! Maria Luise gibt ihm auch in ihren intimen Briefen selten einen Eigennamen, „mein Sohn“ nennt sie ihn. Und wenn sie zugleich mit dem Erstgeborenen ihren Sprößling aus Reippergs Stamme nennt, schreibt sie „mein Sohn und Wilhelm“. Maria Luise war keine hartherzige Frau. Aber das Kind Napoleons, von dem sie später sagte, sie habe niemals warme Gefühle für ihn gehegt, stand ihr viel ferner als ihre beiden jüngeren Kinder. Vom Wesen ihrer Aufgabe, ein wirklicher Anwalt seines Rechtes zu sein, hatte ihr beschränkter Verstand keine Ahnung. Sie meinte, diese Pflicht vollaus zu erfüllen, wenn sie von Zeit zu Zeit demütig an die großväterliche Liebe des Kaisers Franz appellierte. Daß Oesterreich wiederholt in der Lage war, im Vereine mit der immer noch mächtigen Partei der Bonapartisten dem Erben Napoleons die Krone Frankreichs zu gewinnen, merkt sie nicht; diese Situation zu erkennen, geht über ihre Kraft. Sie weiß nicht, daß der jäheste Widersacher einer politischen Zukunft ihres Sohnes Metternich, der Ratgeber ihres Vaters, ist. Auch kannte sie keinen Ehrgeiz. Fern von ihr das rege politische Interesse der Erzhögin Hortense oder die Aktivität der Herzogin von Berry. Maria Luise begnügt sich, den Kaiserjohn von „talentfähigen“ (so schreibt sie) Männern zu einem braven Untertanen Oesterreichs heranzubilden zu lassen, nur möglichst beschleunigt möchte sie ihn sehen. Wohl ist das bei ihren schlimmen Erfahrungen mit der Politik kein Zeichen von Gefühllosigkeit. Aber doch mutet es seltsam an, wie sie ihre Ansprüche für Napoleon-Franz stufenweise herababschraubt. Im Laufe von vier Jahren wird der König von Rom zum Prinzen von Parma, dann — des ihm zugesicherten Erbrechtes auf den Thron seiner Mutter beraubt — zum Herzog von Reichstadt. Der Name kommt von einer Domäne innerhalb der „palz-bayerischen Besitzungen“, die dem Ältesten Maria Luises nach deren Tod zufallen sollten. Man hatte bei der Wahl eines Titels für den Napoleoniden auch an den eines Herzogs von Vichstiehrad gedacht. Dagegen wagte Maria Luise einzuwenden, daß außerhalb Böhmens diesen Namen niemand aussprechen könne. Mit „Reichstadt“ war sie sehr zufrieden. Es erregte nicht ihren mütterlichen Unwillen, daß ihr Sohn dem Range nach kein Mitglied der kaiserlichen Familie sein sollte, wiewohl sie selbst darauf Wert legte, den Titel Majestät beizubehalten als bleibende Erinnerung an eine Epoche ihres Lebens, die ihr nur mehr „wie ein böser Traum“ erschien. Wie Hans im Glück die eigenen Verluste mit Jubel begleitet, so quittiert Maria Luise die sukzessive Degradierung ihres Sohnes mit freudigen Dankesbezeugungen an Kaiser Franz.

Dieser blinde Glaube an die unbedingt segensreiche Obhut des Großvaters entspricht der Richtlinie ihres Denkens, die ohne treffendsten Ausdruck in dem bekannten Märchentitel finden kann: „Was Väterchen tut, ist immer recht.“ Aber daß Maria Luise nicht fühlte, wie einsam ihr Kind am Wiener Hofe sein mußte, als sie den fünfjährigen Knaben verließ, um mit Reipperg nach Parma zu gehen, daß sie ihren Kleinen für den Verlust seiner treuen französischen Wärterinnen, die man ihm nahm, nicht einigermaßen zu entschädigen trachtete durch eine wenigstens aus der Ferne bekundete sorgende, teilnehmende, schützende Zärtlichkeit, das bezeugt den Mangel des Mutterinstinkts in diesem Falle. Der Mutterpflicht enthebt keine noch so gründliche Veränderung der Gefühle einer Frau für den Vater des Kindes. Auch ohne tieferen Einblick in die Politik, als Mutter mußte Maria Luise empfinden, welch furchtbarem Konflikt das Gemüt ihres Kindes ausgesetzt war. Seine rege Phantasie erfüllten die Schilderungen des heimatischen Glanzes, den er im vierten Lebensjahr verließ und den seine französische Umgebung ihm berechtigt vorgezaubert hat. Ueber all der entschwindenden Pracht schwebte räthelhaft und lockend, bewundert, ersehnt, das Bild seines Vaters, von dem niemand mehr in klaren Worten zu ihm sprechen durfte. Reinwill noch für den Leser zu heute sind in ihrer treuen Wiedergabe durch den Erzähler die Gespräche über seinen großen Erzeuger, die das Kind provozirte: „Mein Vater ist in Ostindien, glaube ich?“ — Collin: „Ach nein.“ — „Oder in Amerika?“ — Collin: „Warum sollte er dort sein?“ — „Wo ist er also eigentlich?“ — Collin: „Ich kann es Ihnen nicht sagen.“ — „Ich glaube auch gehört zu haben, daß er im Glend ist.“ — Collin: „Wie sollte das möglich oder wahrscheinlich sein?“ — Mit der lächelnd erteilten Erwiderung „Freilich nicht!“ ging der Prinz sofort auf einen anderen Gegenstand über. In diesem erzwungenen Lächeln welcher Zwiespalt einer Kinderseele! „Ist mein Vater ein Verbrecher?“ fragt der Kleine ein andermal, „Richt von uns,“ lautet die korrekte Antwort, „hängt es ab, ein Urteil über ihn zu fällen; lieben Sie nur weiter Ihren Vater und beten Sie für ihn.“ Was für ein Balsam für das von Zweifeln gequälte Herz dieses zu seinem Unglück so gescheiterten Kindes wäre es gewesen, wenn eine Mutter ihm ins Ohr geflüstert hätte: „Mein, mein Bub, Dein Vater war kein Verbrecher.“ Aber diese Mutter fehlte. Keine Spur einer spontanen, echten Zärtlichkeit für ihr Unglückskind in ihren Briefen, den Notizen der Erzieher oder den Aufzeichnungen des Knaben über die Besuche der Mutter. Und wie oft werden diese mit Intervallen von Jahren abgesetzten Besuche von Maria Luise verzögert, hinausgeschoben, abgesagt, auch mit der Begründung durch eine wohlervogene Sparsamkeit! Der pädagogische Leiter des Prinzen, der hochgebildete, übergewissenhafte und als Lehrer höchst anspruchsvolle Graf Dietrichstein sucht die Liebe zur Mutter durch „eindringliche Ermahnungen und Vorstellungen“ wachzuhalten. Briefe des Kleinen an die Herzogin von Parma werden wie ein Pensum unter Aufsicht des Lehrers hergestellt. Damit begnügt sich das Mutterherz. Ueber den konventionellen Verkehr mit ihrem Kinde gibt nicht deutlicher Aufschluß als die Zeilen, die sie anlässlich Napoleons Tod an den Kleinen richtete. Nach dem Zeugnis seiner Erzieher hat dieses Ereignis tiefen Eindruck auf das zehnjährige Kind gemacht. Immer wieder meinte der Knabe, bang und schmerzlich. Der Trostbrief seiner Mutter lautete: „Ich habe erleben dürfen, mein teurer Freund, daß Du tief ergriffen worden bist von dem Unglück, das wir beide durch den Verlust Deines Vaters erlitten, und ich fühle es, daß es für mein Herz der beste Trost ist. Dir darüber zu schreiben und mit Dir davon zu reden. Ich bin sicher, daß Du wärest ein Undankbarer, könntest Du all der Güte vergessen, die er für Dich in Deiner jarten Kindheit hatte; ich weiß, Du wirst trachten, seine Tugenden nachzuahmen unter gleichzeitiger Vermeidung der Klippen, an denen er zugrunde gegangen ist.“ Es folgt noch eine Aufforderung, durch Fleiß und musterhaftes Betragen die Zufriedenheit des Kaisers Franz, der Kaiserin Karolina Augusta und der Erzieher zu erringen. Gewiß sind Briefe von Hof zu Hof durch die Etikette beeinträchtigt. Und doch, welch ein Unterschied zwischen dieser leeren Epistel und dem Ton im Briefwechsel Marie Antoinettens mit ihrer Mutter! Wie pulsiert da die Herzlichkeit lebendig unter der streng gewahrten Form! Und der kleine Schlingling des Kaisers Franz dürstete nach Liebe, Verständnis, offener Aussprache. Er sehnte sich gewiß oft nach seiner Mutter, die ja immer freundlich zu ihm war. In die kahle Eintönigkeit der pflichtschuldigsten Tagesbuchnotizen des Kindes bringt zuweilen ein ursprüngliches Wort, ein Abglanz echten Empfindens. Er hat mit dem jungen Reipperg, einem der Stieföhne Maria Luises, gesprochen und notierte: „Fast die ganze Zeit redeten wir von nichts als von Parma und von der Glückseligkeit, welche mir zuteil würde, wenn ich statt das künftige Jahr hier, dort bei meiner Mutter die Ferien zubringen könnte; allein es bleiben diese schönen Hoffnungen nur Hoffnungen und werden nie erfüllt werden.“

Maria Luise wünschte selbst keineswegs, sie zu verwirklichen. Hatte sie doch zwei kleine Kinder an ihrer Seite, die nicht einmal ihres Vaters Namen tragen durften. Die Ehe mit dem Grafen Reipperg wurde erst nach seinem Tode kundgegeben. Als schleichendes Siechtum den hochaufgeschossenen Körper des Herzogs von Reichstadt befiel, klammerte sich Maria Luise an eine Fehldiagnose und versicherte ihrer Jugendfreundin, der Prinz leide vor allem an einer Leberkrankheit, das Klima von Parma sei ihm gewiß nicht zu trüblig. Willig läßt sie sich von irrigen Auffassungen über die wahre Natur seines schweren Lungenleidens täuschen. Im Todesjahre des Prinzen war Parma von der Cholera bedroht. „Wenn das Unglück wollte,“ schreibt die Herzogin, „daß sein Befinden sich verschlechtert und die Cholera hier herrscht, so könnte ich nicht nach Wien kommen, denn ich fühle, daß es die Pflicht jedes Herrschers ist, seine teuersten Interessen zu opfern, um inmitten der Gefahr bei seinen Untertanen zu bleiben.“ Für eine sorgfältige Isolierung des Hofstaates im Schlosse von Sala waren Vorkehrungen getroffen. Den Schicksal des Schreibens bildet eine Aeußerung des Beobachters, daß Maria Luise die reizende Soirée dansante bei der Gräfin Scarampi einer Indisposition wegen schon um Mitternacht verlassen mußte. Dieser Brief aus Piacenza ist vom 14. Mai 1822 datiert. Der Herzog von Reichstadt hatte nur mehr wenig über zwei Monate zu leben.

Die Konduitenliste, die dem Sohne Napoleons ausfagte: „Hat eine gute Gesundheit und ist er zur Ertragung aller Fatigen geeignet“, wurde Lügen gestraft. Beim Kommandieren hatte ihm einmal die Stimme versagt. In vergeblichem Eifer zürnte der junge Offizier seinem „erbärmlichen Körper“, der nicht dem Willen seiner Seele zu folgen vermochte. Langsam, unter Qualen, löste sich diese flammende Seele los, in ruhigen Augenblicken, gewiegt von der Illusion einer bevorstehenden Reise nach dem Süden, die dem Patienten bisher immer verwehrt worden war. Im Süden wollte des Herzogs treuer Anhänger Prokesh, seit Februar von Metternich dorthin entsendet, trotzdem der Fürst wußte, daß der Tod bald die ewige Trennung der beiden Freunde vollziehen werde. Im Süden weilte, zögerte so lange als möglich, auch die Mutter des Schwermranken. Er hatte nicht gezögert in dem Entschlusse, seiner Mutter zu Hilfe zu eilen, als sie durch eine Revolution in Parma bedroht war. Nur seine engen Fesseln hatten ihn zurückgehalten. Maria Luise vergalt nicht Gleiches mit Gleichem. Ihr Minister Baron Marshall hatte im Mai bei Metternich angefragt, ob es angezeigt sei, daß Ihre Majestät sich nach Wien begeben, um nicht den Vorwurf, „einer gewiß nur scheinbaren Indifferenz“ auf sich zu ziehen. Was hinderte die Herzogin von Parma, zu ihrem sterbenden Kind zu reisen? Sie fürchtete die Cholera, die auch in Wien aufgetreten war, ihre Gesundheit vor der ihr mütterlich hohen. Noch mehr aber behte sie vor der Erschlitterung ihres Gemütes. Immer meidet sie Emotionen, wo sie kann. Sie flieht vor der Revolution in Parma an einen Ort, wo sie „gute Luft atmet und sonst nichts hört und sieht“, weigert sich, das Herz des toten Napoleon seinem Wunsche gemäß in ihre Staaten bringen zu lassen, mit dem Hinweis auf politische Motive und die Aufregung, die sie dadurch ertragen müßte; aus demselben Grunde lehnte sie es ab, die Ueberbringer der letzten Worte Napoleons zu empfangen. „Die Ruhe, die ich so sehr brauche“, dieser Schnuchtsruf klingt wie ein Leitmotiv durch ihre Korrespondenz. Eine ähnliche Wehleidigkeit der Seele zeigte Kaiser Franz. Metternich, der ihn so gut kannte, sagte ihm nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt: „Für Eure Majestät ist es ein Glück, daß der Herzog vor Allerhöchst Ihrer Ankunft geendet hat. Er hat Eurer Majestät einen herzerweichenden Anblick erspart.“ Dieselbe Schonung hätte Maria Luise gern genossen. Aber die öffentliche Meinung trieb sie an das Sterbelager ihres Sohnes. Auch als die geschwächten Arme des Kranken sie endlich — nach dem Verzehrgang! — bebend vor Freude umschlangen, weilte sie nicht lange in seinem Zimmer. Als Gast tauchte sie zu kurzen Besuchen dort auf. In der Nacht zum 22. Juli trat der Angstschweiß auf die Stirn des Sterbenden; er stieß den Tisch vor seinem Bett zur Seite und stöhnte zweimal: „Meine Mutter rufen!“ Noch wagte man nicht, den Schummer der Erzherzogin zu hören. Als ihr Sohn in der Agonie lag und nicht mehr sprechen konnte, erschien sie, bleich, verstört. Sein Licht soll die Mutter noch gegrüßt haben. Im Morgenlicht verschied er. Maria Luise wandte aus dem Zimmer und — schrieb an Papa: „Gott hat mein armes Fehlen erhört und ihn sanft einschlafen lassen.“ Jener Angstschrei: „Meine Mutter rufen!“ hat ihr Ohr, ihr Herz nie erreicht. Aber in die Welt ist er gedungen als ewige Anklage gegen ungefühlte Schuld. Maria Luise starb fünfzehn Jahre später zu Parma, umgeben von der Familie ihrer Tochter. Des fernen Sohnes Wilhelm gedachte sie mit Liebesworten. Ob eine Erinnerung sie streifte an das Kind Napoleons, das in der Kapuzinergruft ihrer wartete? Ihr Sarg steht nicht an der Seite des seinen. Der imposante, hochragende Sarkophag des Kaisers Franz ist zwischen beide geschoben. Diese zufällige Anordnung trägt unbewußt den Tatsachen Rechnung. Den Platz neben ihrem unglücklichen Kinde hat diese Mutter nicht gewünscht und nicht verdient.